

Zweites Buch.

## Die byzantinische Kunst.

Erstes Kapitel.

### Historische Einleitung.

*Magnus ab integro saeculorum nascitur ordo.  
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna;  
Jam nova progenies coelo demittitur alto.*

„Siehe, von Neuem beginnt der Zeiten gewaltiger Kreislauf! Schon auch die Jungfrau kehrt, es kehret das goldene Alter, Schon steigt „nieder ein neues Geschlecht vom erhabenen Himmel.“ Diese Worte, die ein römischer Dichter kurz vor Christi Geburt sang, galten im Mittelalter als eine unzweifelhafte Prophezeiung der Ankunft des Herrn. Die Kritik unserer Zeit weiss zwar sehr wohl, dass Virgil nicht der gottbegeisterte Seher war, für den man ihn hielt, dass er nur die Geburt eines vornehmen Knaben mit einer kühnen poetischen Wendung feiern wollte, aber es bleibt immerhin merkwürdig, dass ihm der Zufall so bedeutungsvolle, treffende Worte eingab. Denn in der That, wenn wir im Bewusstsein der völligen Umgestaltung, welche die Welt durch den Heiland erfuhr, auf den Anfang der christlichen Zeit zurückblicken, so bemächtigt sich unser ein Gefühl, welches in diesen Worten kräftig ausgesprochen ist. Gewiss beginnt hier eine neue Reihe von Jahrhunderten, eine neue Ordnung der Dinge. Die Zeiten der verderblichen heidnischen Irrthümer jener alten Völker des Orients, die Zeiten der, wenn auch schönen doch immer sinnlichen Aeusserlichkeit der Griechen und Römer sind vorüber. Die Herrschaft desselben Gesetzes, dem auch wir folgen, desselben Glaubens, in dem wir unsere Beseligung finden, ist aufgerichtet. Wir bereiten uns seine segensvolle Wirksamkeit zu beobachten, wir erwarten, sie sogleich vernehmen zu müssen.

Zwar bescheiden wir uns, dass die Geschichte des Christenthums in seiner äussern Wirkung nicht schon mit den Tagen beginnen, in welchen der Heiland auf der Erde wandelte, und dass, so lange das Heidenthum noch die herrschende Macht war, die christliche Gesinnung sich nicht frei entfalten konnte. Wenn sie aber schon innerhalb dieses Zeitraums unter dem Druck feindlicher Gewalten so freundliche und liebenswürdige Erscheinungen hervorgebracht hatte, wie die ersten christlichen Gemeinden sie zeigten, und nun nachdem Constantin sich der neuen Lehre günstig gezeigt, nachdem Julians leidenschaftliche Versuche zur Wiederbelebung des Heidenthums flüchtig und spurlos vorübergegangen waren, jedes Hinderniss gehoben war, Fürsten und Völker des weiten Römerreiches ihre Kniee vor dem Kreuze beugten, so schien der Augenblick gekommen, wo das reine, sorgsam gehütete Licht des Christenthums ungehemmt die Welt durchstrahlen und milde beleuchten, wo wenigstens die Zeit allmäligen, aber steten Fortschreitens beginnen werde.

Wer mit diesen Voraussetzungen an die Geschichte der christlichen Zeiten heranträte, würde freilich eine bittere Täuschung empfinden. Denn eine lange Reihe von Jahrhunderten beginnt, in welchen sich die trüben Erscheinungen wilder Sinnlichkeit, trostloser Knechtschaft, harter Kämpfe, verderblichen Aberglaubens häufen. Namentlich ist das byzantinische Reich, in seinem tausendjährigen Erstarren, mit seinem Despotismus, seinen Grausamkeiten, seiner Schlawheit verrufen; es gilt für den unerfreulichsten Theil der Geschichte.

Die Gegner des Christenthums haben es oft als einen Vorwurf oder als einen Grund des Zweifels geltend gemacht, dass selbst die heidnischen Zeiten, wenigstens die besseren des griechischen und römischen Volkes, einen so sehr viel erfreulicheren Anblick gewähren, als viele Jahrhunderte der christlichen Geschichte. Und ebenso sind fromme Eiferer bereit gewesen, diese Erscheinung als einen Beweis für die tiefe Verderbniss des Menschen gelten zu lassen, die gerade gegen das Heiligste und Reinste am Heftigsten sich empöre. Allein jenen Spöttern dürfen wir mit Recht die späteren, wenn auch langsamen Erfolge, diesen Frommen aber das Wort der Schrift entgegenhalten, dass vor dem Herrn die Jahrtausende wie ein Tag sind.

In der That haben beide Tadler selbst das einfachste Grundgesetz der göttlichen Weltregierung, der Geschichte nicht abgelernt. Durch alle Reiche der Natur geht das grosse Gesetz der Selbstentwicklung; alle Geschöpfe bilden und gestalten sich aus ihrem eigenen innern Wesen heraus. In der geistigen Schöpfung aber erscheint dies Gesetz in seiner höchsten Bestimmtheit. Gott wollte es, dass die Menschen mit Freiheit sich zu ihm wendeten, dass der Keim, den Er in sie legte, mit eigenem Triebe, in

eigener Entfaltung ihm entgegenwachse. Darum erschien er nicht in der Glorie der Himmelschaaren, gab die Offenbarung nicht von seinem höchsten sichtbaren Throne herab als überwältigendes Gesetz, sondern in der demüthigen Knechtsgestalt als einfaches Wort menschlichen Klanges. Auch das Christenthum in seiner Beziehung auf das Ganze der Welt war nur ein Keim, der im dunkeln Schoosse der Erde reifen, dann die harte Oberfläche durchbrechen, und im Wechsel der Zeiten durch lange Jahrhunderte hindurch den Boden befruchten und umgestalten sollte. Das Gleichniss vom Senfkorn gilt recht eigentlich für die äussere Geschichte. In der Verborgenheit der ersten Gemeinden konnten wir das stille, ungestörte Reifen des Keimes beobachten, als seine Sprösslinge an das Licht traten, wurden sie ein Spiel des Wetters und des Windes.

Sollte das Christenthum die Welt umgestalten, so musste es auch mit allen weltlichen Mächten in Berührung treten, und dies konnte nicht ohne harten Kampf und innern Zwiespalt erfolgen. Während in der alten Welt alle Satzungen, alle Gefühle, alle Bestrebungen der Menge und der höher gestellten Geister nur auf äusseres Wohl, auf Ordnung, Sitte und Staat gerichtet waren, machte sich jetzt eine ganz neue Rücksicht geltend, die alles Andere in den Hintergrund drängte, oder ihm doch eine andere Bedeutung und Stellung gab: der Gedanke einer höhern, geistigen Natur, welcher sich die äussere erst fügen und anbequemen muss. Die Aufgabe der christlichen Völker war daher keine geringere, als eine neue Welt, neue Sitten, neue Verhältnisse und Ansichten in allen Beziehungen zu erschaffen, eine Aufgabe, welche nur nach unzähligen Versuchen, nur höchst allmählich zu lösen war.

Durch Irrthümer und Schwankungen müssen wir also die Jahrhunderte des christlichen Lebens begleiten, ohne den innern Faden zu verlieren, an dem ihre Entwicklung langsam vorwärts schreitet. Wie es wohl bei einem Menschen von grossen Anlagen und tiefem Sinne geschieht, dass eben diese Gaben ihm in seiner Jugend Irrungen und scheinbare Widersprüche zuziehen, so dass es uns schwer wird, in diesem Wechsel die innere Einheit zu erkennen; wie sich dann aber, weil wir schon oft fanden, dass eine solche da war wo wir sie anfangs nicht vermutheten, ein festes Vertrauen auf die innere Wahrhaftigkeit seiner Natur bei uns bildet, so müssen wir auch die Geschichte der christlichen Zeiten gläubig betrachten, und können darauf rechnen, dass auch hier in dem scheinbar Verwickelten der einfache fortschreitende Gang sich entdecken lässt.

Dieses Vertrauens bedürfen wir gleich im Beginne der christlichen Geschichte, da wo wir sie im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden zunächst betrachten müssen, in der Geschichte des byzantinischen Reiches, in hohem Maasse. Die westliche Hälfte der römischen Welt war

von germanischen Völkern besetzt, welche, Neulinge im Christenthum wie in der Civilisation, verwildert im Kriege und berauscht von den Genüssen einer südlichen Natur, begreiflicher Weise nur langsam aus dem Zustande der Rohheit sich emporarbeiten konnten. Es überrascht daher nicht, wenn ihre Geschichte das Schauspiel wechselnder Verwirrung giebt. Ganz anders war die Lage des oströmischen Reichs, wo die alte Verfassung, dasselbe Gesetz bestehen blieb, wo alle Vortheile des Reichthums und althergebrachter Cultur der dichten Bevölkerung weiter Provinzen, den schönsten und fruchtbarsten Gegenden des Erdbodens zu Statten kamen. Alle diese Vorzüge schienen um so grösser, als kein anderes gleichzeitiges Volk auch nur den Versuch des Wetteifers machen konnte. Der Geist des Christenthums schien hier die günstigste Stätte zu finden, wo die Gewohnheit des Gehorsams der entsagenden Moral, die Uebung der Wissenschaft dem Verständniss der tief sinnigen Dogmen so mächtig vorgearbeitet hatte.

Die Geschichte des byzantinischen Reiches bildet, wie gesagt, auf den ersten Blick den grellsten Contrast mit dem schönen Bilde, das man sich nach diesen Bedingungen ausmalen könnte. Auf dem Throne despotische Grausamkeit oder entwürdigende Feigheit, im Volke sinnliches Streben, Prunksucht und knechtischer Sinn, die Wissenschaft todte Sammlerin, die Kunst ermattend; die tiefsten Dogmen der Religion entweiht zum Gegenstande der Parteiwuth und der Eigensucht, die einfachsten Vorschriften christlicher Moral verkannt oder vergessen. Und dies alles in tausendjähriger Dauer, ohne dass irgend eine anhaltende Regung neuen Lebens uns erfreute. Das Auge eilt ungeduldig über die langen Reihen wenig bedeutender Fürsten fort und wird meistens nur durch die Blutflecken entwürdigender Grausamkeit oder durch die heiligen, aber zum Aberwitz gemissbrauchten Dogmen des Christenthums aufgehalten.

Auch hier dürfen wir die Schuld nicht etwa, wie man oft gethan hat, der Lasterhaftigkeit der Fürsten oder der Herrschsucht der Geistlichen aufbürden. Es ist dies das Verfahren des Pöbels, der bei grossem öffentlichen Unglück, bei Krankheit oder Brand, immer geneigt ist, Einzelne als verbrecherische Urheber anzuklagen. Schwerlich war hier die Sündhaftigkeit und die Schwäche grösser als in andern Zeiten, und war sie es, so war auch sie mehr Wirkung als Ursache; der Mensch wird durch die Umstände gehoben und erniedrigt. Der Keim des Uebels lag in einer Verkettung, welche zu lösen vielleicht keines Menschen Kraft vermochte.

Das Evangelium lehrt, den neuen Wein nicht in alte Schläuche zu fassen, dennoch war dies hier das Unvermeidliche. Als das Christenthum im römischen Staate anerkannt wurde, fand es die gesammte Masse von Ansichten, Vorurtheilen und Gewohnheiten, welche im Laufe eines Jahrtausends entstanden war, mit allen Consequenzen der wissenschaftlichen

und rechtlichen Ausführung vor. Ihrer sich zu entäussern, mit einem Male von Neuem anzufangen, war unmöglich; wie der Körper wächst auch der Geist durch die Aufnahme fremder Stoffe, die er in eigene verwandelt und die er nicht wieder ausscheiden kann. Auch fehlte es in der That für diese ganze weltliche Seite des Lebens an einem neuen, dem Christenthume angemessenen Systeme, das man an die Stelle des bisherigen setzen konnte; man musste im Ganzen alles gelten lassen, wie es hergebracht war. Einer oberflächlichen Ansicht, welche die innere Einheit des geistigen Lebens nicht kennt, kann dies als wenig bedeutend erscheinen. Das Gleichgültige äusserer Sitte konnte, so meint man wohl, unangefochten bleiben, das Anstössige ausgerottet, das Gute beibehalten werden. Allein auch das scheinbar Aeusserliche ist nicht gleichgültig, jede Seite des geistigen Lebens ist für die innere Gesundheit desselben wichtig. Ebenso wenig wie man ohne nachtheilige Folgen für den Körper einzelne Glieder ablösen und durch andere ersetzen, oder abgestorbene Theile an dem Lebendigen dulden kann, ebensowenig kann man das geistige Leben der Völker ungestraft mit fremden Elementen vermischen. Jede Lebensform, jede Sitte, sei sie in ihrem Ursprunge noch so vortrefflich, bleibt nur so lange gut, als sie im organischen Zusammenhange mit der Gesinnung steht, aus welcher sie hervorgegangen ist. Ist diese verschwunden, so stirbt auch sie ab, und hindert, als ein todttes Glied am Körper, den freien Umlauf der Säfte und das Gedeihen des Ganzen. Selbst für die Einzelnen ist jede That, die nicht völlig freies Erzeugniss des inneren Sinnes ist, eine, wenn auch nicht beabsichtigte, Lüge, die dem Thäter selbst schadet, indem sie ihm Einsicht und Uebung der Wahrheit erschwert, zuletzt unmöglich macht. Noch mehr gilt dies von ganzen Völkern, da deren geistiges Wesen nicht durch einen plötzlichen Entschluss umgestaltet werden kann, sondern unabänderlich den Gesetzen einer geistigen Nothwendigkeit folgt.

Die Geschichte des byzantinischen Staates liefert den Beweis dieser Wahrheit. Mit allem Ernste versuchte man es, das christliche Reis auf den Stamm der heidnischen Sitté zu impfen. Die äusseren Formen des Cultus wurden strenge beobachtet; Gebräuche, welche dem christlichen Moralgesetze ausdrücklich widersprachen, durch Verbote abgeschafft, nur das scheinbar Gleichgültige blieb bestehen. Man ahnete nicht, dass auch in diesen unverfänglichen Formen der Geist des Heidenthums athmete. Schon die Verfassung des Staats, die unbeschränkte Gewalt des Augustus, der Glanz, welcher ihn umgab, beruhete auf einer heidnischen Weltansicht. Zwar würden die freien Bürger von Hellas und Rom in den Slaven der byzantinischen Autokrato ren ihre Nachkommen kaum erkannt haben, und der unbegränzte Gehorsam des Kaiserreichs schien mehr der

christlichen Demuth als dem republikanischen Alterthum zu entsprechen. Allein der Christ sieht auch in dem Herrscher nur den Menschen, dem der Gehorsam von Rechtswegen zwar gezollt wird, dessen Rechten aber auch Pflichten entsprechen. Der Fürst steht nicht, wie die Constitutionen der Cäsarn es aussprachen, über dem Gesetze. Die schrankenlose Despotie, die Gräuel, welche den Thron der Cäsarn in Byzanz, wie früher in Rom, befleckten, waren eine Folge der Vergötterung, welche die Schmeichelei des Heidenthums dem Inhaber der höchsten Macht widmete, ein Erbtheil der einst vergötterten Republik. Ebenso wie in der Verfassung des Staates lebte auch in der häuslichen Sitte, im Rechte, in äusseren Gebräuchen noch ein heidnisches Element. Alle natürlichen Gesinnungen und Wünsche, die aus den Verhältnissen der Familie, aus den Formen des Umgangs hervorgingen, trugen das Gepräge desselben. In der Ehe fühlte man noch immer die Strenge des altrömischen Contracts; das häusliche Leben trug noch die Spuren jener Vernachlässigung, die einst bei der Oeffentlichkeit republikanischer Verfassungen und bei dem männlich kriegerischen Geiste der Vorzeit eine Bedeutung gehabt hatte. Daher konnte hier niemals der Begriff der Liebe, wie ihn die Sitte der germanischen Welt später ausbildete, niemals die Innigkeit der Verhältnisse entstehen, welche dem christlichen Hause so natürlich ist. Ein kaltes Ceremoniell regelte die gegenseitigen Pflichten. Auch auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens übte diese Verkennung der Familie ihre nachtheiligen Wirkungen aus. Daher entstand die auffallende Erscheinung, dass in dem völlig monarchischen Staate, wo freie republikanische Regungen sich niemals zeigten, der Herrscher fast durch den Zufall auf den Thron gelangte, dass sich niemals ein festes Erbrecht, und noch weniger ein Wahlrecht ausbildete, und die unentbehrliche Monarchie immer ohne feste gesetzliche Form blieb. Dieser Mangel war die Quelle beständiger Hofintriguen und Unruhen, und erzeugte mitten in einem christlichen Staate auf der hellsten bemerkbarsten Stelle die unsittlichsten Erscheinungen. Wie die Götter des hellenischen Alterthums schienen die Fürsten den Regeln der Moral nicht unterworfen.

Freilich war durchweg die Sitte, welche das Christenthum in der alterten römischen Welt vorfand, eine höchst verderbte. Bei der Mischung der Nationen unter dem Scepter der Cäsaren waren, wie es oft geschieht, vorzüglich die Laster den Völkern gemeinschaftlich geworden. Die Sinnlichkeit des Griechen, der weichliche Luxus des Orientalen, die Habsucht des Römers waren über das ganze Reich verbreitet. Vergeblich eiferten wiederholte Gesetze der Fürsten und eindringliche Ermahnungen der Geistlichkeit gegen die anstössigsten der herrschenden Sünden. Der wucherische Eigennutz und die Prozesssucht der Römer, die nach dem Verluste der

Freiheit als ein Nachspiel des kriegerischen Treibens noch mehr um sich gegriffen, hatten eine Last von Gesetzen erzeugt, die mit ihren Widersprüchen oder mit spitzfindigen Distinctionen den Reiz des Streites aufs Höchste steigerten und der Entwicklung uneigennütigen Sinnes vielfach entgegenwirkten. Das Interesse der wankenden Regierung und die Gewohnheit knechtischen Dienstes hatten eine steife Abstufung der Rangverhältnisse hervorgebracht, welche die Eitelkeit reizte und mit dem freien brüderlichen Verhalten der Christen unvereinbar war. Eine Menge hergebrachter Einrichtungen erhielt die Gewohnheit grobsinnlicher Erregungen. Die öffentlichen Spiele, mit welchen die Machthaber Roms frühzeitig dem Volke geschmeichelt und es beschäftigt hatten, waren schon in Rom zu einer leidenschaftlichen Liebhaberei geworden<sup>1)</sup>, die auf das byzantinische Reich überging. Zwar duldete der christliche Sinn nicht mehr die blutigen Kämpfe der Gladiatoren, aber er konnte nicht verhindern, dass die Bühne mit geschmack- und schamlosen Darstellungen den Pöbel belustigte. Noch grösser war die bis zum Wahnsinn gesteigerte Theilnahme an den Wettrennen. Nach den beiden Classen der Wagenführer hatten sich in allen Städten die Parteien der Veneter oder Blauen und der Prasier oder Lauchgrünen gebildet, welche einander mit einem Hasse verfolgten, der selbst die Bande der Familien zerriss und oft zu den blutigsten Kämpfen ausbrach. In Constantinopel selbst entstand bei dem Einschreiten der Obrigkeit gegen die Gewaltthaten dieser Parteien ein Aufruhr, in welchem ein Theil der Stadt ein Raub der Flammen wurde.

Allein diese Sittenverderbniss darf man nicht gerade als das alleinige oder hauptsächlichste Hinderniss, welches einer bessern Wirksamkeit des Christenthums entgegenstand, betrachten. Vielmehr würde sich die neue Lehre mit der reinern Sitte griechischer und römischer Vorzeit noch weniger vereinigt haben. Man hätte sie überall nicht verstanden; jenen bessern Heiden wäre sie recht eigentlich, wie die Schrift sagt, eine Thorheit gewesen. Nur durch das Verderben der altheidnischen Sitte war ein Eindringen des Christenthums möglich. Viel stärker stand das Erhaltene dieser alten Civilisation der freien Wirksamkeit des Christenthums entgegen. Die edelste Aufgabe der Religion, die Durchbildung und Gestaltung der Sitte war ihr entzogen; denn hier war alles fertig, wohlbegründet und zusammenhängend. Dagegen fand die Kirche eine altkluge, in dialektischen Streitigkeiten ergraute Philosophie vor, und konnte sich nicht entbrechen, indem sie den Einwendungen und Angriffen derselben entgegentrat, zu spitzfindigen Unterscheidungen und phantastischen Grübeleien überzugehen.

<sup>1)</sup> (Tacitus) Dial. de caus. corr. eloqu. c. 29. Urbis vitia pæne in utero matris concipi mihi videntur, histrionalis favor et gladiatorum equorumque studia.

Hierauf beruht der wesentliche Unterschied der Kirche des Orients von der des Abendlandes, welcher sich in ihrer Geschichte und namentlich in den Ketzerstreitigkeiten deutlichst zeigt. Die römische Kirche, im Conflict mit rohen germanischen Völkern, welche der Erziehung bedurften, hat es fast immer mit sittlichen und praktischen Bestimmungen zu thun, während die griechische sich ausschliesslich mit mehr oder weniger dunkeln dogmatischen Theorien beschäftigt. Auch dies war für die Ausbildung des Christenthums im Ganzen heilsam und wichtig, aber es kam dem Volke nicht zu Gute. Statt das durchbildende Element für alles Leben zu werden, erstarrte die Religion in orientalischer Weise zur Priestersatzung, der man sich mit knechtischem Sinne unterwarf. Tiefsinnige Lehren, deren Ergründung kaum dem begabtesten Forscher möglich ist, wurden durch ihre Einmischung in die gemeinsten Geschäfte des Lebens entweiht, verwirrten die Gemüther, erzeugten eine thörichte Unduldsamkeit und regten die Leidenschaften auf<sup>1)</sup>. Statt zu erheben, wirkte daher selbst diese kirchliche Richtung nachtheilig und stumpfte das moralische Gefühl ab. Neben den feinsten Erörterungen über die Geheimnisse der Religion wucherten der crasseste Aberglaube und zügellose Leidenschaften, und die mittlere Region zwischen der Theorie des Verstandes und der Sinnlichkeit blieb unklar und verwilderte mehr und mehr.

Es ist begreiflich, dass die Gleichzeitigen dieses Verderben nicht leicht wahrnahmen. Jene äusserliche Civilisation und die scheinbare Gründlichkeit der theologischen Erörterungen mussten sie täuschen. Oberflächliche Geister gefielen sich hier, wie immer, in dem getheilten Wesen, das für jedes Einzelne eine bestimmte Regel gewährt. Sie begnügten sich mit dem äussern Scheine eines untadelhaften Lebens, erfreuten sich an der schulgerechten Wissenschaft, der technisch geübten Kunst, an der Aeusserlichkeit des erbten Rechts, an dem Mechanismus des Staatskörpers, den Regeln hergebrachter Höflichkeit und Sitte. Auch fehlte es nicht an manchen beruhigenden Erscheinungen im Einzelnen. Frömmigkeit und guter Wille, Tapferkeit und Klugheit, Hingebung der Beamten, Thätigkeit und Gewerbfleiss des Volkes sind auch jetzt noch gewöhnliche Eigenschaften. Auch erscheinen nicht selten auf dem Throne und unter dem Volke achtungs-

<sup>1)</sup> Ein Kirchenvater selbst, Gregor v. Nyssa in seiner *Oratio de deitate filii* T. III. f. 466., giebt eine anschauliche Schilderung dieser Dogmatisirsucht der Constantinopolitaner. „Die Strassen, die Hallen der Wechsler und der Kleidertrödler, die Gemüse-,märkte sind voll von Solchen, welche über die unbegreiflichsten Dinge streiten. Fragst du, wie viele Obolen es koste, so spricht er dir vor von dem Gezeugtsein und Ungezeugtsein. Willst du Brod kaufen, so heisst es: der Vater ist grösser als der Sohn. Fragst du, ob das Brod fertig, so antwortet er: Der Sohn Gottes ist aus Nichts geschaffen.“ Neander, Kirchengeschichte, II. 827.



werthe und selbst sehr kräftige und bedeutende Männer, kühne und kluge Kriegshelden, weise Gesetzgeber. Wenn dennoch auch durch die besten Regenten, durch die kräftigsten Mittel nichts bleibend Rettendes geschieht, so lernen wir daraus, dass Kraft und Willen der Einzelnen nichts fruchten, sobald der Geist der Habsucht und des Widerspruchs in den allgemeinen Institutionen sich eingenistet hat.

Schon die Verbindung der altrömischen Civilisation mit dem Christenthume war also verderblich. Indessen kam auch noch ein neues Element hinzu, welches den Charakter des byzantinischen Reiches bestimmte. In der Völkermischung der römischen Welt hatte schon vor der Trennung beider Reiche das orientalische Element, dasselbe, welches die Griechen vom Trojanerkriege bis auf Alexander bekämpft und zurückgedrängt hatten, Eingang und weite Verbreitung in Europa gefunden. Nicht bloss in der Ueppigkeit des Mahls und der Tracht, in knechtischer Gesinnung und despotischer Anmassung näherten sich die Nachkommen der Hellenen und der Quiriten den Unterthanen der orientalischen Herrscher, sondern auch die tieferen geistigen Bestrebungen hatten eine dem Orient entsprechende Richtung genommen. An die Stelle der freien sokratischen Dialektik und der stolzen selbstständigen Lehre der Stoiker war die neuplatonische Philosophie getreten, eine Doctrin, welche die Einheit des Weltalls mehr als die Freiheit des Individuums geltend machte. So war denn der Geist der Einheit, der im indischen Pantheismus und im jüdischen Monotheismus herrschte, der auch im persischen Dualismus noch durchblickte, auf Europa übertragen, und jene ältere europäische Richtung auf Sonderung und Individualität in den Hintergrund gedrängt. Es lässt sich nicht verkennen, dass diese Geistesrichtung der Verbreitung des Christenthums günstig war, indem sie jenen ihm entgegenstehenden Geist des Selbstgefühls und der Sonderung der Individuen, die Anhänglichkeit an die polytheistischen Götter schwächte. Aber freilich war diese negativ vortheilhafte Wirkung mit einer positiv nachtheiligen verbunden, indem dabei die Beziehung des Christenthums auf die Durchbildung des Einzelnen, auf moralische Heiligung nicht ihre volle Anerkennung fand.

Dies orientalische Element des spätrömischen Geistes erhielt nun im östlichen Reiche, nach seiner Trennung von den westlichen Provinzen entschieden das Uebergewicht. Die Hauptstadt selbst lag an der Grenze von Asien, die wichtigsten Provinzen gehörten diesem Welttheile ganz an, der Sitz jener spätern Philosophie, Alexandrien, wurde die Schule christlicher Doctrin. Dadurch gewann denn dieses neugebildete Reich eine innere Einheit, es war dem Widerstreit unvereinbarer Nationalgeister nicht mehr ausgesetzt; allein es musste sich nun auch vermöge innerer Nothwendigkeit immermehr nach dem Orient hinneigen. In jeder Beziehung orientalisiren

sich daher diese griechischen Römer mehr und mehr, dies ist die Bewegung, welche wir in dem scheinbar unveränderlichen Zustande des Reiches wahrnehmen können.

Die Vergötterung der Cäsaren in Rom war eine widerliche Schmeichelei, aber ohne tief eingreifende Wirkung, so lange die Vielgötterei noch ihre Tempel bereitwillig öffnete, und so lange, wenigstens zum Scheine, die Formen der Republik theilweise beibehalten wurden. Auch war sie nur eine Ehrenbezeugung für den verstorbenen Augustus, erst die Entlehnung der Formen orientalischer Despotie übertrug den Götzendienst auf die Person des Lebenden. Schon Diocletian hatte sich mit dem Prunke eines persischen Königs umgeben. Der Unterthan, welcher durch den Anblick der Majestät beglückt wurde, musste sich in ganzer Länge zu Boden stürzen und die Füße des Herrschers küssen. Diese knechtische Sitte wurde im byzantinischen Reiche mehr und mehr ausgebildet, durch ein pedantisches Ceremoniell gesteigert und fixirt<sup>1)</sup>; sie wurde der Stolz des byzantinischen Staates, der Gegenstand der Unterhandlung und der List bei fremden Gesandten, noch bei dem Durchzuge der abendländischen Kreuzfahrer mit äusserster Wichtigkeit behandelt. Nur am Sonntage, am Tage des Herrn, unterblieb diese Ceremonie; so sehr war man sich bewusst, dass sie eine Usurpation göttlicher Ehre enthielt. Auch sonst wurden aber die Herrscher als Gegenstände abgöttischer Ehrfurcht betrachtet; ihr Hofstaat, ihre Regierung, ihre Spenden und selbst ihre Kleidung und Lagerstätte erhielten den Beinamen der heiligen; ihre Entschlüsse wurden wie Orakel betrachtet, an der Richtigkeit ihrer Wahl zweifeln, galt als Gotteslästerung<sup>2)</sup>. Natürlich ging denn ein Theil dieses Glanzes auf ihre Familie, auf ihre Würdenträger über, und ein kleinliches Ceremoniell musste die Abstufungen des Ranges in gebührender Ehre erhalten.

Auch die Tracht näherte sich immer mehr der orientalischen<sup>3)</sup>. Schon bei der Trennung des Reichs war die Einfachheit der weissen Toga längst durch üppigere Moden verdrängt; man wechselte mit dem Luxus neuer Stoffe, und liebte reiche mit Blumen oder gar mit Thiergestalten durchwirkte Kleider; selbst figürliche Darstellungen, auch bib-

<sup>1)</sup> Ein gelehrter und fleissiger Kaiser Constantin Porphyrogennetos (geb. 905) hat es nicht verschmähet, in einem dickleibigen Buche das Ceremoniell des Hofes gründlichst auseinanderzusetzen.

<sup>2)</sup> *Sacrum encaustum* hiess die Tinte, mit welcher sie Gesetze und feierliche Urkunden schrieben. Ihre Beamten führten die Titel des *comes sacrarum largitionum*, *sacri cubiculi* u. s. f. — *Sacrilegii enim instar est*, heisst es in einer Stelle des Codex, *dubitare, an is dignus sit, quem eligerit imperator.*

<sup>3)</sup> Sehr vollständige Nachrichten darüber giebt H. Weiss, *Kostümkunde. Mittelalter.* Stuttg. 1864.

liche Scenen oft mit grosser Figurenzahl kamen darauf vor<sup>1)</sup>. Nach dem Untergange des westlichen Reichs steigerte sich dieser Kleiderluxus auf byzantinischem Boden noch viel mehr, Constantinopel wurde der Stapelplatz für die Waaren des Orients. Was die uralte Technik der Weberei dort hervorbrachte, strömte hier zusammen, fand am Hofe willige Aufnahme, und diente der blühenden Industrie, welche den ganzen Westen und die barbarischen Völker des nördlichen Europas versorgte, zu Mustern. Unter Justinians Regierung erhielt dieser Luxus der Stoffe durch die Verpflanzung der Seidenweberei nach Byzanz eine bedeutende Steigerung, aber auch eine von dem Geschmacke der antiken Welt immer mehr abweichende Richtung. Griechen und Römer hatten überwiegend wollene Gewänder geliebt, welche sich dem Körper weich anlegen und seine Form erkennen lassen. Spätere römische Ueppigkeit hatte dann zarte Baumwollenstoffe oder gar Florgespinnste bevorzugt, welche sich dem Körper noch enger anschmiegen und selbst eine dem sittlichen Ernst anstössige Durchsichtigkeit hatten. Die Richtung ging also noch immer dahin, den Stoff unterzuordnen, so dass er nur der Körperform diene; es war eine plastische Richtung. Die Seide sagte dem nicht zu; durch ihren Glanz, durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Farben, selbst durch ihre spröden Falten nimmt sie eine selbstständige Bedeutung in Anspruch. Ueberdies lernte man sie vom Oriente her kennen und zwar in einer Zeit, wo man sich immer mehr zu orientalischer Etikette und Sitte hinneigte, die es liebte, den Körper zu verhüllen. Man gewöhnte sich daher an schwere, mit reichen Mustern bedeckte, oder auch wohl mit Gold oder Silber durchwirkte Seidenstoffe, welche senkrecht herabfielen und nur steife parallele Falten gaben. Nach diesen Stoffen richtete sich auch der Schnitt der Gewänder. Die Toga blieb nicht mehr ein freier Ueberwurf, welcher individuelle Verschiedenheit gestattete, sondern wurde ein rechtwinkelig geschnittener Mantel, der auf der rechten Schulter durch eine Agraffe gehalten nur den rechten Arm frei lässt und den ganzen übrigen Körper bedeckt. Die Tunica wird, der senkrechten Richtung der Falten entsprechend, immer länger. Dazu kam dann das der despotischen Regierung natürliche Bedürfniss, die Würdenträger durch Schmuck auszuzeichnen, die zahlreichen Rangstufen zu unterscheiden. Statt der einfachen mehr oder weniger durch Purpur verzierten Toga, welche sonst die Amtstracht der Magistrate gebildet hatte, war schon seit Diocletian ein anderes System

<sup>1)</sup> Gratian schenkte dem Dichter Ansonius bei seiner Ernennung zum Consulate ein Staatskleid mit dem Bildnisse Constantins; ein christlicher Senator trug, wie schon oben S. 82. Anm. 1 angeführt, am Ende des 4. Jahrhunderts, ein Obergewand auf dem an sechshundert Figuren vorkamen. (Weiss a. a. O. S. 103.) Der Gewandsaum der Kaiserin Theodora in dem Mosaik von St. Vitale zu Ravenna enthält die Anbetung der Könige.

aufgekommen, welches demnächst immer mehr ausgebildet wurde. Auf den reich gestickten Gewändern wurden an Stelle der Purpurstreifen Schärpen oder Binden, über die Schulter und zum Theil bis zu den Füßen reichend, oder ausserdem noch schwerere viereckige Zierstücke am Rande des Gewandes angeheftet, welche durch ihre Gestalt und Stickerei die Würden



Fig. 24. Consularcostüm. Nach Diptychen.

ihres Trägers genau andeuteten, aber auch durch ihre bunten Muster und ihre faltenlose Steifheit dem Körper eine sehr schwerfällige Gestalt gaben. Das Höchste dieser steifen Pracht war der kaiserliche Ornat, aber alle Stände nahmen mehr oder weniger daran Theil, und die weibliche Tracht entzog sich dieser Ueberladung in keiner Weise<sup>1)</sup>. Gleich auf den frühesten Monumenten der byzantinischen Kunst erkennen wir diese Erstarrung der belebten Formen antiker Gewandung. Später nimmt alles noch mehr ein barbarisches Ansehen an. In der That waren orientalische Trachten die steten Vorbilder der byzantinischen Mode, und man scheute sich nicht, selbst die Namen von Kleidungsstücken und Geräthschaften von jenen Völkern zu übernehmen<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Auch die Eitelkeit der Despoten hatte auf die Tracht Einfluss; so schrieb Theophilus, weil er schwaches Haar hatte, auch dem Volke das Maass des Haarwuchses bei Strafe vor. Theophan. cont. III. 17.

<sup>2)</sup> Vgl. Unger a. a. O. S. 316, der mehrere solche aus dem Persischen entlehnte Bezeichnungen zusammenstellt.

Wie früher der persische Hof ein Vorbild für die Anordnung des byzantinischen war, so wurde später aus dem neu entstandenen Reiche der Araber Manches entlehnt. Wir können den Gebrauch arabischer Baupläne, die Nachahmung der bizarren Pracht des Kalifenhofes, die Entlehnung von Aemtern und Staatseinrichtungen in Byzanz nachweisen und werden zum Theil noch darauf zurückkommen. Muhammedanischer Geist drang aber auch bis in das Gebiet christlicher Ueberzeugung, und es ist anerkannt, dass der wichtige Streit über die Beibehaltung heiliger Bilder, welcher das byzantinische Reich Jahrhunderte lang verwirrte, seine Quelle in dem Bilderhasse des Koran hatte.

Bei diesem vorherrschend orientalischen Geiste darf es uns denn auch nicht befremden, wenn der letzte Ueberrest persönlicher Freiheit und der Achtung vor menschlicher Würde, der in Rom, wenn auch oft verletzt, doch noch geblieben war, allmählig verschwand. Während der römische Bürger von Rechtswegen der Todesstrafe durch freiwillige Verbannung ausweichen durfte, ging das byzantinische Strafrecht immer weiter in der Erfindung grausamer Martern. Verstümmelungen, Blendungen und schmerzhafteste Todesarten sind gewöhnlich, kein Rang und Stand, nicht einmal der Ursprung aus kaiserlichem Blute sichert dagegen, und man hatte das Schauspiel selbst einen Kaiser mit verstümmeltem Antlitz den Thron wieder besteigen zu sehen<sup>1)</sup>.

Endlich hängt es mit dieser orientalischen Allgewalt des Herrschers zusammen, dass auch in kirchlichen Dingen der Hof sich eine entscheidende Stimme anmasste, und dass sich hier nicht, wie im Abendlande, eine heilsame Trennung des weltlichen und geistigen Elements bildete, welche jedem für sich eine freie Ausbildung gestattete. Da nun aber das Christenthum seine tiefere Richtung niemals ganz verläugnen, niemals zu einem politischen Institute herabsinken, da niemals der Kaiser wie der Kalif geistliches Oberhaupt werden konnte, so lag hierin die Quelle neuer Unklarheit und Verwirrung, die Volk und Regierung in Widerspruch brachte und jede Abweichung des Glaubens in eine politische Spaltung verwandelte, welche den Staat zerrüttete.

Wir müssen daher das byzantinische Reich als ein orientalisches betrachten, und sind dadurch schon darauf hingewiesen, hier nicht mehr jene europäische Beweglichkeit zu suchen, welche der Geschichte ein wechselndes Leben verleiht. Alles kam also hier zusammen, um eine Unveränderlichkeit der Zustände herbeizuführen; die bereits überlieferte Civilisation, welche keine Fortschritte nöthig machte, die Festigkeit erprobter römischer Gesetze, das geschriebene und daher im Wesentlichen bleibende Wort des

<sup>1)</sup> Justinian II. Rhinotmetos 705, mit abgeschnittener Nase.

Glaubens, welches freie philosophische Forschung nicht begünstigte, endlich die Ruhe des Orientalen. Wir dürfen daher weniger überrascht sein, nach tausendjähriger Dauer des Reichs, bei völlig veränderter Gestalt der übrigen Welt, hier noch fast dieselben Vorurtheile und Ansichten, wie bei der Trennung des östlichen Reiches vorzufinden.

Dies schliesst nicht aus, dass auch die byzantinische Geschichte in ihren Einzelheiten dem Forscher viel Belehrendes und Interessantes darbiete. Die Reihe der byzantinischen Autokratoren enthält wie die der römischen Cäsaren den reichsten Wechsel; wir finden tapfere und feige, grausame und milde, rohe und gelehrte Fürsten auf dem Throne, und es bietet sich ein fruchtbarer Stoff für psychologische und politische Betrachtungen dar. Bei dem allgemeinem Gesichtspunkte dieses Werkes darf ich aber auf diese Einzelheiten nicht eingehen, und es sind nur wenige Punkte der Geschichte, welche einigermaassen hervorspringen.

Vor allem wichtig ist uns die Regierung Justinians im sechsten Jahrhundert, weil sie das Verdienst hatte, den Zustand der Dinge zu ordnen, die Mischung christlicher und heidnischer Elemente, welche sich bis dahin chaotisch durcheinander bewegten, festzustellen. Manches kam zusammen, um der Regierung dieses Fürsten einen ungewöhnlichen Glanz zu verleihen. Kräftige Feldherrn unterwarfen seinem Scepter bedeutende, schon von Barbaren besetzte Provinzen aufs Neue; der friedliche Zustand des Reichs, die Vortheile der Civilisation, deren sich diese Gegenden jetzt ausschliesslich erfreuten, bereicherten das Volk, neu entdeckte Handelswege vermehrten die Quellen des Erwerbes. Des Kaisers eigene Thätigkeit, seine Sorgfalt für Aufzeichnung und Sammlung der weitschichtigen Gesetze, seine Bauunternehmungen und der Glanz seines Hofes trugen dazu bei, das Gefühl der Sicherheit, welches die Bewohner eines mächtigen Reiches haben, zu verbreiten.

Bald nach seiner Zeit hatte das Reich mit neuen und kräftigen Feinden zu kämpfen; die Araber in hellauflammender Begeisterung für den Islam ergossen sich über die reichsten Provinzen und entzogen sie für immer der byzantinischen Herrschaft. Auch der Besitz von Italien wurde den Griechen entrissen, und slavische Völker drangen bis an die Thore der Residenz, während der heftige Streit über die Duldung oder Verbannung der Bilder aus den Kirchen mehr als andere Glaubenskämpfe in das Leben des Volkes eingriff, und die Intriguen des Palastes stets neue Thronprätendenten hervorriefen. Die Geschichte weilt zwar einige Male bei kräftigen und edlen Regenten, aber die meisten ihrer Blätter sind mit der Erzählung unglücklicher Kriege, unwürdiger Friedensschlüsse, und mit den widerlichen Unruhen des Palastes im Wechsel rasch verdrängter Usurpatoren angefüllt.

Mehr als fünfhundert Jahre nach Justinian, als seit Kurzem ein kräftigeres Geschlecht, von länger ausdauernder Herrscherkraft, das Haus der Komnenen, auf den Thron gelangt war, sahen die Bewohner von Byzanz mit Erstaunen die Schaaren der tapfern Franken in einer ihnen unverständlichen Begeisterung nach dem heiligen Grabe vorüberziehen. Es gelang der griechischen Gewandtheit noch, die zugleich gefürchteten und verspotteten Barbaren zur Kniebeugung vor der Majestät des Autokrators zu bewegen, aber hundert Jahre später wendeten andere Kreuzfahrer ihre Waffen gegen Constantinopel selbst, und ihre Einmischung in die Streitigkeiten der Thronprätendenten hatte die Errichtung einer fränkischen Herrschaft im griechischen Reiche zur Folge. Als auch diese sich nicht mehr halten konnte und ein einheimisches Geschlecht aufs Neue regierte, waren die Schaaren, welchen es bestimmt war dem zähen Leben des alten Reiches ein Ende zu machen, schon näher herangerückt. Immer enger umschlossen die siegreichen Heere der türkischen Sultane die Hauptstadt, bis diese selbst endlich nach langer Gegenwehr in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ihnen erlag. Aber auch jetzt wurden die Sitten und Gebräuche, Kunst und Civilisation nicht völlig verändert, und wir werden finden, dass auch hier ein Theil der geistigen Eigenthümlichkeit der Ueberwundenen auf die fremden Sieger überging.

Das Schauspiel kraftlosen Bestehens und langsamen Absterbens in einem Reiche, das schon in seinem Beginne dem Verfall gewidmet schien, ist ermüdend, die Scenen grausamer Despotie und unwürdiger Knechtschaft empören unser Gefühl, aber dennoch ist diese Geschichte eine überaus lehrreiche, und die Aufgabe, welche diesem Volke in der Entwicklung der Menschheit zu Theil wurde, eine höchst wichtige. Lehrreich ist diese Geschichte, weil wir hier die Ueberzeugung gewinnen, dass niemals aus blosser Verbindung, wenn auch der edelsten Stoffe, ein organisches Ganzes entsteht, dass jedem Körper eine einige, selbstkräftige Seele einwohnen muss. Die Wichtigkeit der Aufgabe aber erkennen wir, wenn wir vorwärts und rückwärts auf die Völker blicken, welche in Byzanz ihre Vermittlerin hatten

Schon dadurch war dieses langausdauernde Reich heilsam, dass sich hier die Schätze altgriechischer und römischer Wissenschaft und Kunst erhielten. Die Civilisation, die Gelehrsamkeit, die Technik, der Erwerb langer Jahrhunderte wurde hier bewahrt, während die Stürme der Völkerwanderung und der ungebändigte Sinn der germanischen Stämme im Westen, und bald darauf die Verheerungen der Araber in Asien alles Bestehende umstürzten. Gerade durch den Mangel eigener, frischer Bewegung war dieses Reich der Mitte für eine solche Bewahrung geeignet. Es bildete eine Schatzkammer, aus welcher Germanen und Araber, nach-

dem sie so weit gereift waren, sich jenen früheren Erwerb aneignen konnten. Indessen ist die Bedeutung des byzantinischen Reichs durch diese passive Aufbewahrung noch nicht ganz erschöpft; es erhielt nicht bloss Altes, es führte dem Leben der europäischen Völker auch Neues hinzu.

Wenn wir uns auf den hohen Standpunkt stellen, um die Jahrhunderte im Ganzen zu überblicken, so finden wir, dass es sich oft um grosse und einfache Gegensätze handelt. Im Orient und in dem ersten grossen Abschnitte der Weltgeschichte ist überall das Element der Einheit vorwaltend, religiös als pantheistischer Naturcultus, politisch als Volkseinheit oder als despotische Monarchie. In dem zweiten Zeitalter, im griechisch-römischen, herrscht dagegen die Vielheit, als Polytheismus und als republikanisches System vieler kleinen Staaten. Wir haben die Bedeutung und Fruchtbarkeit dieses Principis erkannt, indem es zur Ausbildung der Freiheit und Selbstständigkeit der Individuen führte. Aber auch dies, in der Auffassung, in welcher es hier gegeben war, überlebte sich, brachte Anarchie in religiöser und politischer Beziehung hervor, und zeigte sich als nicht haltbar. Daher denn seit Augustus allmählig wieder eine Hinneigung zu dem andern Princip. Während die Menschen sich bis dahin nur in ihrer Einzelheit zu erhalten gesucht hatten, sehnten sie sich jetzt nach einer Unterordnung, nach dem Gefühl einem grossen Ganzen anzugehören. Der Wind hatte sich gleichsam gedreht, er kam wieder von Osten und führte dem empfänglichen Boden des Römerreichs manche Keime aus jenen Gegenden zu, heilsame und schädliche. Unter ihnen war denn auch, in bescheidener Vermischung, der einzige durchaus fruchtbare und umgestaltende, der Keim des Christenthums. Es lässt sich nicht verkennen, dass durch das Christenthum ein orientalisches Element in das Abendland kam, wir können es höchst speciell in der Nachwirkung der hebräischen Bestandtheile der heiligen Schriften auf die lateinische Literatur der christlichen Jahrhunderte, wir könnten es auch sonst an Worten und Thaten vielfältig nachweisen. Allein in der Berührung mit den germanischen Völkern, bei denen das abendländische Princip der Sonderung noch stärker ausgesprochen war als bei den griechisch-römischen Nationen, hatte dieser orientalische und einheitliche Keim des Christenthums und seiner heiligen Schriften mit zu vielen entgegenstrebenden Elementen zu kämpfen. Zwar lag in dieser noch weiter geführten Auffassung der Persönlichkeit eine Tendenz, welche die Verschmelzung mit jenem orientalischen Einheitsprincip möglich machte; es stiess dasselbe minder kräftig ab, als der republikanische Sinn der griechischen Welt, die Extreme berührten sich. Aber vor der Hand und bei dem jetzigen Zustande der germanischen Civilisation war das Princip der Isolirung noch zu mächtig, der vor-



waltende Charakter der Völker noch nicht vorbereitet, um den Keim des Orientalismus in jeder Beziehung in sich aufzunehmen. Nur auf dem kirchlichen Boden fasste er Wurzel, im weltlichen Gebiete wurde er erdrückt und blieb ohne Kraft. Die Einheit wurde nur eine theokratische, im politischen Leben war die Vielheit vorherrschend. Es bestand daher im Wesen dieser Völker ein Zwiespalt, welcher sie zerrüttete.

Da war es denn wichtig, dass ihnen auch in dieser Beziehung von Zeit zu Zeit aufs Neue orientalische Elemente zugeführt wurden, bis sie reif und durchbildet genug waren, dieselben in sich aufzunehmen und selbstständig zu verarbeiten. Und dies war denn die Function des byzantinischen Staates. Indem er sich (freilich bis zur Verderbniss und Entstellung des einheimischen Charakters) mit orientalischem Geiste erfüllte, denselben schon mit christlichen und europäischen Elementen durcharbeitete, bildete er für die germanischen Staaten eine nahegelegene Rüstkammer für die Bedürfnisse der Ordnung und des Reichs.

Man lasse sich nicht durch den widerlichen Anblick der Knechtschaft und des Aberwitzes in den byzantinischen Zuständen abschrecken, diese Wahrheit anzuerkennen. Bei der völligen Auflösung der politischen Verhältnisse in den germanischen Ländern war der Hinblick auf Byzanz immerhin fruchtbar und selbst unentbehrlich. Das Christenthum steht, man kann es nicht leugnen, in einem inneren Zusammenhange mit dem Begriffe der Monarchie als Regierungsform, und mit der politischen Einheit der Welt, wie sie das Römerreich sinnlich dargestellt hatte<sup>1)</sup>. Nun lebte freilich im ganzen Abendlande auch unter der Herrschaft der germanischen Völker eine Erinnerung an das römische Reich; aber sie war zu sagenhaft, zu abenteuerlich, zu schwach geworden, um für praktische Zwecke auszureichen. Daher mussten die Fürsten und Staatsmänner überall, wo es eine weitere Durchführung des monarchischen Principes oder der Staatseinheit bedurfte, ihre Blicke auf Byzanz richten. Selbst der Prunk des Ceremoniells, die Rangordnung der Hofämter, und andere Aeusserlichkeiten, welche man von dorthier entlehnte, so barbarisch sie an sich sind und noch mehr im Abendlande erscheinen, waren nicht ohne Nutzen. Vor Allem waren aber die Einheit des Rechts, nach der Sammlung Justinians, und die Begriffe, welche von daher flossen, heilsam und bildend für die germanische Welt. Es ist wahr, dass auch diese Elemente von Byzanz her in einem Zustande der Verderbniss zu uns kamen, und es ist leicht,

---

<sup>1)</sup> Wenigstens (um an dieser Stelle nicht den Streit über Gegenwart und Zukunft anzuregen) in jenen frühen Jahrhunderten. Es ist sehr merkwürdig, dass schon ein Kirchenvater (Eusebius de laud. Const.) die Vorherbestimmung des römischen Weltreiches für das Christenthum behauptet und ausführlich betrachtet.

das Nachtheilige dieser Receptionen für unsere Nationalität zu zeigen. Allein bei einer tieferen Betrachtung wird man entdecken, wie selbst diese vorübergehenden Nachtheile entweder unvermeidlich oder gegen den damit verbundenen Gewinn nicht bedeutend waren, und die Freunde eines freien Princips in der politischen Gestaltung unserer Staaten müssen es anerkennen, dass die römischen Begriffe von der Einheit des Staats, die hauptsächlich durch byzantinische Vermittelung bei uns praktisch geworden sind, einen wesentlichen Bestandtheil ihres Systems ausmachen.

Ich darf diese Andeutungen, weil sie mit meinem Stoffe nur mittelbar zusammenhängen, nicht weiter verfolgen. Unzweifelhaft ist aber diese Stellung des byzantinischen Reichs für die Kunst. Denn auch hier war es nicht bloss die Bewahrerin altrömischer Formen, sondern begann den Prozess ihrer Verschmelzung mit orientalischen Elementen und ihrer Verarbeitung für christliche Bedürfnisse. Auch hier entwickelte sich zwar nicht eine freie und unbedingt erfreuliche Thätigkeit, vielmehr finden wir auch hier den Charakter des Müden und Abgestorbenen vorherrschend. Aber dennoch bildeten sich, wenn auch unwillkürlich, durch die Berührung und Vermischung altrömischer, christlicher und orientalischer Elemente, eigenthümliche Formen aus. Hier wenigstens zeigt sich unverkennbar die grosse und geheimnissvolle Bedeutung dieses Volkes in der Geschichte. Wir werden sehen, wie diese byzantinischen Formen nicht bloss auf das germanische Abendland, sondern weithin über die Länder des Orients ihren Einfluss ausübten, wie überall die selbstständige Entwicklung von solchen Ueberlieferungen ausging.

Indem wir jetzt diese neuen Kunstgestalten betrachten werden, bleiben wir zunächst ganz auf byzantinischem Boden stehen. Man nennt auch jetzt wohl noch die Kunst des abendländischen Mittelalters auf ihrer früheren Entwicklungsstufe eine byzantinische; indessen war jedenfalls (wie gross oder gering der unmittelbare Einfluss byzantinischer Formen darauf war, werden wir weiter unten sehen) von diesen abendländischen Kunstformen die Kunst des byzantinischen Reiches selbst wesentlich verschieden. Ich glaube daher darauf aufmerksam machen zu müssen, dass in dem Folgenden ausschliesslich von dieser die Rede ist.

---